

Frankfurt – Heimat oder Transit? Bleiben oder gehen?

Die Gewinnerbeiträge des VHS-Schreibwettbewerbes 2014



VHS-Schreibwettbewerb 2014

Frankfurt – Heimat oder Transit? Bleiben oder gehen?

Im letzten Jahr baten wir um Geschichten oder Gedichte zum Thema Heimat und Transit. Wir fragten nach besonderen Orten, nach Menschen oder Ereignissen in Frankfurt, die für Sie Heimat bedeuten. Wir erhielten zahlreiche Zuschriften sowohl von Menschen, die in Frankfurt eine neue Heimat gefunden haben, als auch von jenen, die ihre Heimatstadt Frankfurt verlassen mussten. Und natürlich gab es Geschichten, die sich mit Kindheitserinnerungen und der tiefen Verwurzelung in einer Stadt befassten, in der man geboren, aufgewachsen und geblieben ist. Nur wenige Zuschriften nahmen das Thema des Transits auf.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren für ihre sehr persönlichen und anschaulichen Texte!

Sie haben es uns nicht leicht gemacht. Alle Einreichungen wurden der Jury, ohne Namensnennung vorgelegt. Dies war insbesondere darum wichtig, da die Jury aus den vhs-Kursleitungen der Schreibkurse bestand und sich erfreulich viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus den vhs-Kursen am Wettbewerb beteiligten.

Wichtigstes Auswahlkriterium der Jury war die Authentizität der Texte. Wir suchten Texte, die anrühren. Sprache die in Bildern malt. Worte, die zu Herzen gehen. Wir wollten Frankfurt als Ort für Heimat begreifen können. Menschen kennenlernen, die hier leben. Erfahren, wie sie leben, was sie denken und wie sie fühlen. Eben Heimat sichtbar machen.

Das ist in den sechs ausgewählten Texten beispielhaft gelungen!

Die Jury gratuliert den Preisträgerinnen und dem Preisträger,

Dr. Susanne Czuba-Konrad

Sonja Rudorf

Peter Schwindt

Renate Traxler

Miriam Claudi (für die VHS)

Die Beiträge

1. Ljiljana Tadic-Adzamic

Doppelte Bedeutung oder nur ein Wortspiel... vielleicht Seite 3

2. Cordelia Rogge

Ohne Worte Seite 4

3. Christine Ulbrich

Mengenlehre Seite 6

4. Cornelius Zimmermann

(Ohne Titel) Seite 8

5. Birgit Förster

Wie ich als Voyeurin die Heimat fand oder „Aha, das“ Seite 11

6. Renate Lechevalier

(Ohne Titel) Seite 13

1. Ljiljana Tadic-Adzamic

Doppelte Bedeutung oder nur ein Wortspiel... vielleicht

Mein Leben in Frankfurt ist (k)ein leerer Weißpunkt
Ich habe (nicht) alles in meiner Heimat verlassen
Meine Herkunft Bücher und Landschaft
Ein Ticket nach Frankfurt, braun und einsam
Ich habe wieder (k)einen Kampf mit mir

Ich kümmere mich (nicht) um mein Gestern
Es ist (nicht) ganz einfach, einen neuen Anfang zu greifen
Wenn Sie (k)eine Chance haben

Alles muss so sein, ich bin sicher
Neue Leute Gewohnheiten Hoffnungen
Das Leben ist (k)ein Weg zum Ziel, aber nicht das Ziel
Jeder Tag dauert
Und schließlich
An einem Montag wachst du auf
Und siehst die neuen Vorhänge
(oder durch sie hindurch)

Ich sehe zum Beispiel
Einen grauen Weg zum Goethes Haus, Römer und Main
Ich sehe die Museen, das Theater
Und Millionen unterschiedliche Nationen
Parks, Demonstrationen, Dächer und Blumen
In einem wunderbaren Garten im Westend
Ich sehe Menschen aus der Welt
Sie gehen spazieren, laufen, sprechen oder stehlen
Mit den Buchstaben, mit den Händen, mit dem Lächeln

Tausend Flugzeuge am Himmel
Fliegen in die Welt
Und dann
Weiß ich genauso

Meine Herkunft ist in meiner Heimat
Aber
Mein Heute und Heute nach Heute ist hier
Wo ich viele Schritte machen will

Das ist (k)ein leerer Weißpunkt

Begründung der Jury

In dem Gedicht, das eine offene, reimlose Form hat, wird bewusst mit Gegensätzen gearbeitet, indem eine Aussage sofort durch eine Gegenaussage konterkariert wird. Damit wird die Autorin in besonderer Weise der Themenstellung „Heimat oder Transit“ gerecht, denn Frankfurt ist für sie beides. Das bringt sie durch einen oszillierenden Stil zum Ausdruck, mit dem es ihr gelingt, das Sowohl-als-Auch zum Ausdruck zu bringen. Der Text wirkt dadurch authentisch und originell.

Lilijana Tadic-Adzanic setzt die deutsche Sprache kreativ und treffsicher ein und vermittelt dem Leser ein Gefühl von Vielfalt und Freiheit.

2. Cordelia Rogge

Ohne Worte

*Sein Unglück ausatmen können, tief ausatmen,
so dass man wieder einatmen kann
und vielleicht auch sein Unglück sagen können
in Worten in wirklichen Worten
die zusammenhängen und Sinn haben
und die man selbst noch verstehen kann
und die vielleicht irgendwer sonst versteht
oder verstehen könnte.
Und weinen können
das wäre schon fast wieder Glück.
(Erich Fried)*

Februar 1944. Wegen der zunehmenden Luftangriffe auf Frankfurt werden auch Mütter mit Kleinkindern evakuiert und auf Familien in Dörfern verteilt. Mutter und ich kommen nach Oberweyer, ein kleines Dorf, nördlich der Domstadt Limburg.

Meine Geschwister werden mit der Kinderlandverschickung in anderen Familien untergebracht. Vater bleibt in Frankfurt. Er muss in diesem Krieg nicht kämpfen. Er war schon Soldat im 1. Weltkrieg und hat durch einen Kopfschuss sein rechtes Auge verloren. Er lehrte mich, nicht an Gott, sondern an die Menschen zu glauben. Nur waren leider keine Menschen da.

Der Krieg wurde nicht nur auf den Schlachtfeldern geführt. Er wurde auch in die Familien getragen und fand in den Kinderzimmern statt.

Es herrschte Schweigen – überall. Die Sprache, das Wort waren verloren gegangen. Man schwieg sich an, weil man die Realität nicht in Worte fassen konnte. Dieses Schweigen verliert sich nicht. Niemals.

Für mich ist alles unbegreiflich. Meine Geschwister sind nicht da. Mein Vater ist in Frankfurt. Meine Mutter oft weg. Ich bin fast sechs Jahre alt. Niemand spricht mit mir. Niemand sagt mir, warum alles so ist, wie es ist. Ich werde hin und her geschoben, weiß nicht, wo ich hin gehöre. Ich werde angeschwiegen. Immer und überall. Das Schweigen ist tödlich. Ich will dazu gehören. Ich will, dass man mit mir redet. Ich will verstehen.

Früh musste ich lernen, keine Gefühle zu zeigen, niemanden mit meiner Traurigkeit zu belasten. Ich habe alleine geweint, alleine gelacht. War alleine in meiner Einsamkeit. Eine unglaublich einsame Kinderseele. Verletzt. Verwundet. Nie gehört.

Ich will geliebt werden. Will, dass man es mir sagt. Aber da ist nur Schweigen, unerträgliches Schweigen. Ohrenbetäubende Stille.

Es wird nur kärglich miteinander kommuniziert. Unzureichend. Achtlos. Mit mir – dem Kind – wird kaum gesprochen. Das Kind ist einsam. Ringt um Sprache – will wahrgenommen werden. Niemand gibt sich die Mühe, mich verstehen zu wollen.

Wie eine Schlange verspritzt die Einsamkeit ihr Gift in alle Windungen meines Gehirns.

Meine Puppe Bärbel begleitet mich durch meine einsame Kinderwelt. Sie wird von mir geküsst und geschlagen. Sie muss mir zuhören. Manchmal schreie ich sie an, sie solle mit mir reden. Sie tut es nicht. Ich werfe sie in eine Ecke und beachte sie nicht. Das tut weh – ich weiß es. Mein ganzes Kinderleben hindurch habe ich mich immer mit imaginären Menschen, einem fiktiven Gott und einer seelenlosen Puppe getröstet.

Manchmal wünschte ich mir zu sterben. Ich starb – tausendmal – und starb doch nicht.

Kaum des Lesens und Schreibens mächtig, beginne ich zu schreiben und zu malen. Schreibe und male gegen meine Angst. Nur so kann ich aus meiner Verlassenheit eine mir erträgliche Einsamkeit machen.

Doch immer wieder nehme ich einen großen Schluck Traurigkeit in mich auf.
Die Seele will weinen, der Körper lässt es nicht zu. Ich ertrinke in ungeweihten Tränen.

Manchmal habe ich Heimweh. Weiß nicht wonach. Wo ist mein Heim? Wer ist mein Heim? Wo sind meine Eltern? Wo sind meine Geschwister? Warum bin ich hier?

Im Herbst 1944 werde ich in eine Zwergen-Schule eingeschult. Kinder unterschiedlichen Alters werden in einem Raum gemeinsam beschult. Unterrichtet werden wir vom Pfarrer des Dorfes. Die Lehrer sind im Krieg. Die Ironie will es, dass Religion zu meinem Lieblingsfach wird. Ich will an Gott glauben. Bete heimlich, weil Vater sagte, er glaube an keinen Gott. Er glaubt an die Menschen – mitten im Krieg. Weisheit und Moral sind nicht vom Glauben an Gott abhängig. Doch der Glaube an Gott lässt mich einigermaßen gut und getröstet fühlen.

Mit der Zeit fällt es aber auch mir schwer, an einen Gott zu glauben, an jemanden ohne Körper zu denken. Ich muss mir alleine einen Weg durch meine Verlassenheit suchen. Kinder brauchen so notwendig einen Menschen, der ihnen zuhört, der sie tröstet, der ihnen Halt gibt und Perspektiven zeigt.

Ich suche nach Menschen, die mit mir reden, die mich verstehen und fliehe in die Einsamkeit. Lege mich auf eine Wiese, starre in den Himmel, suche Gott und flehe um Hilfe.

Der Krieg macht die Menschen sprachlos. Das Schweigen ist nicht nur in meinem Elternhaus. Das Schweigen ist überall, weil die Realität so grausam ist.

Dieser Krieg macht nicht nur mich, er macht viele Kinder traurig und sprachlos.

Tränen steigen auf. Ein Kloß aus Tränen droht mich zu ersticken. Ich bin alleine. Alleine mit meinem Schmerz, meiner Verlassenheit, meiner Angst. Weiß sie nicht zu artikulieren.

Die Einsamkeit brennt ein großes Loch in meine Seele.

Wenn ich tot wäre? Würde mich jemand vermissen? Würde jemand um mich trauern? Es wäre, als hätte es mich nie gegeben.

Diese Einsamkeit hat mich mein Leben lang begleitet. Ich fing an zu schreiben. Wollte mir mein Leben von der Seele schreiben. Es gelang nur teilweise. Ich stellte fest, dass meine Kindheit erstaunlich unbedeutend war, weil es vielen Kindern so ging wie mir.

1946 kehren wir nach Frankfurt zurück. In zwei Zimmer zur Untermiete. Wir sind wieder eine Familie. Eine schweigende Familie.

Aus meiner Einsamkeit wuchs die Angst. Ich wurde ohnmächtig. In der Straßenbahn, beim Zahnarzt, beim Spielen, immer wieder. Mutter rannte mit mir von Arzt zu Arzt. Keiner stellte etwas fest. Niemand untersuchte meine Seele.

Das Schweigen setzte sich fort in allen meinen Beziehungen und in meiner Ehe. Das Leben ist still geblieben. Absolut still. Ich bin noch immer alleine in einer Welt ohne Worte. Ich schweige, weil ich das Sprechen nie gelernt habe.

Immer wieder kehre ich in Gedanken in meine Kindheit zurück. In das Schweigen, in die Einsamkeit, aus der ich mich nie befreien konnte. Ich bin ins Leben hinein gestorben. Aus der Welt gefallen.

Ich gebe meinen Eltern keine Schuld am Verlust der Sprache in unserer Familie. Sie waren durch zwei schreckliche Kriege traumatisiert und nach dem Ersten Weltkrieg schon zur Sprachlosigkeit verurteilt. Sie konnten nicht weiter geben, was sie nie gelernt hatten – das Sprechen. Dennoch: Die Sprache ist die wichtigste Verbindung zwischen allen Menschen. Nur durch sie sind Konflikte zu lösen, Kriege zu vermeiden, Kinderseelen zu trösten und vor Leid zu bewahren.

Begründung der Jury

Der Text, der ohne Umschweife berührt und der sich eindringlich mitteilt, fragt nach den persönlichen Wurzeln und nach den Bedingungen der eigenen Lebensgeschichte vor dem Hintergrund der Kindheitserfahrungen im zweiten Weltkrieg. Er beschreibt die Wortlosigkeit angesichts von Schrecken und Angst, die Suche nach der Heimat, der Familie, dem Selbst und nicht zuletzt nach dem Sinn des Lebens.

Schnörkellos und schlicht in der Sprache vermeidet die Autorin jedes Abgleiten in Sentimentalität und Selbstmitleid, obwohl sie keinen Zweifel an der Tragik und der Tragweite des Erzählten lässt.

3. Christine Ulbrich

Mengenlehre

Die Heimat ist keine Stadt. Die Heimat besteht aus geometrischen Figuren. Kreise, Punkte, Linien, Dreiecke. Manchmal sind es Trapeze, Fünfecke, Ellipsen. Farbige sind sie mit bunten Einsprengseln. Bilden Schnittmengen und Teilmengen und addieren sich. Es sind freundliche Formen, die an Kindheit erinnern und ein bisschen an moderne Kunst.

Meine Heimat ist ein unregelmäßiges Viereck im Frankfurter Ostend. Es definiert sich durch Haltestellen. Vier Ecken, RMV Ecken. Mit vertrauten Namen: Ostendstraße, Ostbahnhof, Zoo, Zobelstraße.

„Nächste Haltestelle: Ostendstraße“. Ein endlos langer Bahnsteig, zugig. Es riecht nach Urin. Auf halber Höhe zieht der Akkordeonspieler Luft in sein Instrument und lässt es quietschen. Heute lächle ich nur das Graffiti hinter ihm an. „Repeat after me, I am free, I am free“. Alle drei Rolltreppen funktionieren. Und schon bin ich oben.

Mein Friseur, meine Apotheke, mein Italiener. Und der Lottoladen...nicht zu vergessen, damit es mit meiner Jacht auch noch etwas wird. Bei der Reinigung vorbei und hoch zum Zoo. Geschickt die Tretminen umschiffen. Unter den Platanen sind sie im Dunkeln kaum zu erkennen. Doch ich kenne die gefährlichen Orte. Heute bin ich aufmerksam. An der Zoomauer, bei den Okapis, riecht es nach Amsterdam. Und gegenüber im Gagern hab ich in einem anderen Leben eine Abiturprüfung absolviert. Ich schüttle mich kurz und bin fast zuhause. Mein buntes Viereck im Ostend fühlt sich wie diese alten Plättchen im Matheunterricht biegsam an und verdammt gut.

Von hier zu meiner Heimat-Linie ist es nicht weit. Sie zieht sich durch die Stadt und heißt U6. Ich war schon hier, da gab's dich noch nicht, du Linie.

„Nächste Haltestelle: Bockenheim“. Der alte Uni-Campus und hunderte Stunden in der Mensa mit Menschen, die weiter weg sind als Sterne. Der Eisenbahnwagen schaut immer noch aus der Erde, wie damals. Der AfE Turm steht nicht mehr, aber wen ich dort alles im Aufzug getroffen habe. Ich sage nur: der Albatros... Er wird sich nicht an mich erinnern.

Wie an der Schnur reihen sich die Haltestellen meiner Studiengänge an der U6 auf. Am Palmengarten hoch die alte biologische Fakultät. Mein Prof von damals schon lange als Hochstapler verurteilt. Die Leipziger Straße mit dem berufsbegleitenden Studium. Der Hausener Weg und ein unvergessliches Seminar mit Dorthé Sölle. Ganze Semester gestreikt, während die KfW gebaut wurde und dann später die Jahre im Westend bei einer anderen Bank in ihrer neuen Heimat nach dem Trianon. Eine blaue Linie in Frankfurt. Wie Europa und der Himmel und der Verstand.

Mein Viereck und meine Linie tangieren sich am Zoo. Sie mögen sich.

Meine Heimat ist eine Kreisbahn um Frankfurt. Sie folgt einem Zeichen. Unregelmäßig, holprig, unter allen Autobahnen durch wie ein grünes Band. Mein Kreis hat vier Etappen: Berkersheim-Nied-Sportfeld-Ostendstraße. Ich wähle sie nach Ankunft der nächsten S-Bahn zufällig aus. Nur mittwochs nie von Nied über den Main.

„Nächste Haltestelle: Sportfeld“. Keine Massen und keine Adler sind mit mir. Ab in die nächste Schneise, bis das Grüngürteltier mich findet. Wie viele Menschen werde ich in den nächsten Stunden sehen? Ich höre den Flugzeugen und dem Wald genau zu. Heute keine Pilzsuche. Nur die Seele ausbaumeln lassen. Kastanien und Spechte säumen den Weg. Über die Sanddünen und den Main nach Höchst. Hier wurde mein Neffe geboren und ich trabe weiter zur Nidda, biege vor der ältesten Eisenbahnbrücke ab, von wo mich die S-Bahn zurück in mein buntes Viereck bringt. Morgen eine andere Etappe in meinem Grüngürtel-Kreis, vielleicht die mit der dicken Raupe.

Mein Kreis und mein Viereck haben eine Schnittmenge. Da, wo der Grüngürtel nicht grün, sondern voller Häuser ist. Dort ist es bunt. Bunt wie meine Heimat Punkte. Stecknadelköpfe über Frankfurt verteilt.

Ein Stecknadel für das Büro in Bonames mit Blick auf die Golan Höhen. Eine für das pinke Pulse und die unzähligen Sonntagsfrühstücke - es Ruhe in Frieden. Eine für den Donnerstagmarkt auf der Konsti und eine für den neuen unterirdischen Raum im Städel. Eine für das Restaurantboot am Eisernen Steg, auf dem wir uns traditionell für die wichtigen Entscheidungen treffen. Punkte wie Feuerwerk über Frankfurt.

Vor unserem Haus drei Stolpersteine aus Messing und die Erinnerung wie verletzlich die Farben und Formen sind.

Begründung der Jury

Die Welt besteht aus Formen und Farben, Punkten und Linien. Sie kreuzen und überschneiden sich, schaffen Muster, die sich einander im Fluss der Zeit verändern.

Christine Ulbrich hat wunderbare, einprägsame bildhafte Metaphern für den Begriff der Heimat gefunden, der normalerweise nur schwer greifbar ist. Doch anstatt Gerüche und Geräusche zu verwenden, die bei jedem andere Assoziationen auslösen, hat sie in einer fast lyrischen, aber nie überflüssigen Sprache Bilder gezeichnet, die jeder Mensch sofort versteht.

Selten hat die Mathematik einer Stadt so gezielt ins Herz getroffen. Eine Kurzgeschichte, so dicht wie ein Poem.

4. Cornelius Zimmermann

(Ohne Titel)

der grüne anzug, den er für seine sehr gute abschlussprüfung als dreher gewonnen hatte, der erste seines lebens und zu groß für ihn ohnehin, blieb wie eine vogelscheuche dort zurück, wo er herkam – im siegerland, auf irgendeinem der sich in die höhe wellenden äcker. von ferne grüßten höhnisch ein paar fichten. der anzug war ausgefüllt mit einem, der er nicht mehr war, weil er ausgezogen war, ein anderer zu werden. also oder aber kam der den anzug ausfüllende doch mit über die grenze nach hessen, nach frankfurt genauer gesagt, weil man so jemanden, der man war, nicht einfach zurücklassen kann. denn man bleibt der, der man war, dagegen ist gar nichts zu machen. egal wie viele scheuchen man aufstellt - und so viele anzüge kann man auch gar nicht gewinnen, denn eine abschlussprüfung im dreherberuf macht man nur ein einziges mal, basta. das einzige, was ihn in diesen drei jahren wirklich gekränkt hatte, war, als einer der vorarbeiter am samstag kurz vor zwei, also ende der arbeitszeit, an seiner drehbank vorbeikam und wie von ungefähr mit dem daumen seiner rechten darüber wischte und die kuppe dann angelegentlich anschaute. er hatte etwas entdeckt, was ihm nicht gefiel oder seine hygiene-überich hatte ihm befohlen zu entdecken, dass sich ein schmutzfleck auf seiner daumenkuppe gebildet hatte und der dafür verantwortliche der sohn eines arztes war, dem es und also dem sohn auf peinlichste sauberkeit nun wirklich ankommen musste. in einen solchen sack kann man einen jungen unerfahrenen menschen nur allzu leicht schnüren und getrost zu sehen, wie dem dann die luft weg bleibt. aber den gewinn grünen anzug vermochte auch dieser kleinfigürliche und schmerzbäuchige vorarbeiter nicht zu verhindern, denn sonst hätte dieser ja nicht auf einem feld zurückbleiben können, dem wind und dem geschrei der vögel ausgesetzt. er hätte auch nichts gegen den rettungsring machen können, der dem jungen dreher unvermutet zugeworfen worden war, auf dem in unübersehbaren schwarzen lettern die worte „hessenkolleg frankfurt“ ihre kreise zogen. der junge dreher, den wir wieder ganz einfach „er“ nennen wollen, griff gradlinig nach seiner rettung. es war jetzt drei jahre her, dass sich ihm die hand des fürst-johann-moritz-riesen entgegen-gestreckt hatte: jede kuppe die note fünf, jede kuppe ein hauptfach. wie soll man bestehen, wenn diese finger nicht nur seine fünffache niederlage anzeigten, sondern zur faust sich jederzeit schließen konnten. abgehen: ab-ort, aber nicht in die räume einer wie immer aussehenden utopie, einer anderen form des weg-vom-ort, sondern einfach nur der sturz aus den nutzlosigkeitsjahren in einer schule, die man gymnasium nennt. fjmg: fürst-johann-moritz-gymnasium. dir dreht man dort die nase um. sie blieb krumm, wenn auch nicht durch die blicke der lehrer, die das wort „verachtung“ auf die tafel schrieben, wenn sie seiner ansichtig wurden, sondern durch den schlag mit einem knüppel, den ihm ein völlig unbekannter bei einem gerangel zweier pubertierender jungen-gruppen vielleicht nur deswegen versetzt hatte, weil er die schulleistungen des späteren drehers nicht kannte. als der rettungsring vor seinen augen gelandet war, wusste der kleine dreher präziser als vorher, dass er nicht dreher bleiben wollen würde und ließ sich gradlinig in richtung hessen ziehen. wellen als schleifspur. man konnte – wie verheißungsvoll das wort – auf dem zweiten bildungsweg das abitur nachholen. voraussetzung war eine abgeschlossene berufsausbildung, egal ob gewerblich oder kaufmännisch. das problem lag nur in dem unterschied zwischen der ausgestreckten hand und einer aufnahmeprüfung, die zu machen war. diese entschied über alles oder nichts. da half auch kein grüner anzug, keine bohrung, keine einfräsung, keine sonstige zerspanungsleistung. drehen ist ein zerspanendes fertigngsverfahren für metalle und kunststoffe. gedreht wird manuell auf einer drehbank oder automatisiert auf einer drehmaschine. das werkstück dreht sich selbst und der fest eingespannte drehmeißel wird am drehenden werkstück mit hilfe des werkzeugschlittens entlang bewegt, um einen span abzuheben. beim klassischen drehen werden hauptsächlich rotationssymmetrische (runde) teile bearbeitet. woher soll da die voraussetzung kommen, um eine aufnahmeprüfung auf dem hessenkolleg frankfurt zu bestehen, zumal seine angst, entstanden in den geldmangelräumen seiner fluchtfamilie, das unternehmen auch rein materiell nicht überstehen zu können, ihn dazu zwang, in frankfurt ein jahr lang in seinem beruf zu arbeiten und jeden verdienten groschen unter den teppich zu legen? er arbeitete bei der metallfirma vltz&sohn im gewerbegebiet hinter der hamburgener allee. beginn: 6.00 in der frühe.

bewegungsmittel: fahrrad. strecke von ginnheim aus: noch nicht durch die a66 zerschnitten, sondern auf wegen durch die schreibergärten gut befahrbar, jedenfalls im sommer, wenn es die vögel der frühmusik aus dem hr-sender, den er um diese unmögliche zeit einschaltete, gleich zu tun versuchten, dabei aber nur gleichgültig über seinen leeren kopf hinweg flogen. er hatte eine wohnung im ginnheimer stadtweg gefunden. 108. ein häuschen im hinterhof, daneben eine schreinerei. das büro im untergeschoss dieses häuschens, dann durch die klingellose türe, eine treppe hoch, rechts eine mutter mit ihrer stark gehbehinderten tochter. die mutter, eine hundert jahre alte, sanfte hexe, verließ das häuschen nicht mehr. er kaufte manchmal ein für diese beiden graulockendamen und wurde im gegenzug gelegentlich zum schwarzweißfernsehen (freitagskrimi) zugelassen. da musste er nicht lernen, was er sonst musste, weil die hand immer noch ihre fünf finger zeigte. noch hatte sich keiner gesenkt. er wusste aber: latein würde im hessenkolleg nicht über die flure laufen. das lateinische wort olim für deutsch: einst konnte er immerhin noch memorieren. vier finger sind genug. er kaufte sich am rossmarkt in dem damals noch existierenden buchladen blazek&bergmann ein englisches lehrbuch und begann in diesem zu studieren und schlief darüber ein mit schwerem kopf. zu einem englischen lehrbuch gehört ein schreibtisch. er bekam vom seinem vermietet einen alten schreibtisch geschenkt, dessen vier beine er amputieren musste, um ihn durch das schmale treppenhaus in seine wohnung zu zwingen. gips hatte er keinen und behinderte schreibtische fördern die intellektualität nicht gerade. die englischen vokabeln und idioms tanzten also ballett in seinem müden kopf, der schon wieder die hr-aufweckmelodien hörte, die er sein leben lang hören wird, weil sie einen knochenmüden menschen dazu bringen, sich zu erheben und wie auf glühenden kufen in den beginn des tages zu gleiten. dieses englischbuch war ihm dennoch lieb und teuer. also begann er sich durch die frankfurter welt zu bewegen und sie auf englisch anzumurmeln. this is a house, this is the tram, the road, a police car. und frankfurt verwandelte sich unter seinen feurigen bemühungen und ließ englisch ausgesprochene fehlmeldungen gnädig in den main abfließen. der teppich hob sich inzwischen unter den eingeschobenen münzen, sein bett wackelte und er nagelte camembertschachteln gegen die küchenwand, um den fernsehlärm aus der gegenüber liegenden wohnung nicht so deutlich zu hören. im winter war die wohnung in eine gletscherkälte getaucht. der ölofen ließ immer wieder seine schwarzen vögel fliegen, sodass er ihn schließlich nicht mehr entzündete, sondern die stärke seiner bettdecke prüfte. sollte der hr-musik produzierende wecker ruhig um fünf anspringen, er sprang dann eben schon entsprechende zeigerschläge früher unter seine dünne decke. draußen rostete sein rad, blieb ihm aber treu. wo ist es geblieben? von ginnheim bis eschersheim ist es nicht so weit. das ur-hessenkolleg – er gehörte immerhin schon dem achten jahrgang an – residierte noch in seinen containerschlössern in der fritz-tarnow-straße. das spätere kolleg am biegwald war im bau. mittagessen in der kantine der oberfinanzdirektion (selten). geld gab's nicht, aber as it's best, was man damals noch nicht wusste, geschmeckt hat's dort nie. manchmal also in die stadt, hauptwache, irgendwo gulaschsuppe mit brot, billig. aschinger in ffm. diesem aspekt dienten auch seine samstäglichen radfahrten zur hauptwache. es gab dort noch eine kaufhalle (b-ebene), er schlug regelmäßig vor dem käsestand auf. was das wochenende nicht überstehen konnte gabs billig, käse z.b., für wenige pfennige. seine liebesspeise aber: buttermilch mit grünen trauben. sie haben seine lernfähigkeit im englischen nicht gefördert. der tag der aufnahmeprüfung hob irgendwann sein schwert. vorher: einladung bei einer freundin seiner schwester. der neffe dieser freundin war heißer favorit auf das bestehen dieser prüfung. er fiel durch und ward nicht mehr gesehen. er bestand, wenn sich auch hinter dem wie massenweise bechtere'sche fragezeichen ballen. sie haben sich bis heute nicht aufrichten können. er nahm es, wie es war und schob es auf das englischbuch. für das fach mathematik hatte er nur die speichen an seinem rad gezählt, in deutsch hielt er sich überheblicherweise für ein naturtalent. irgendwie muss es ja geklappt haben. auf die erste deutscharbeit bekam er die note „sechs“. später versteht er: warum. der deutschlehrer lebt nicht mehr. wäre er eben erst gestorben, wäre das kein wunder, aber er verließ die welt schon wenige jahre, nachdem er das abitur auf dem hessenkolleg frankfurt absolviert hatte. er war ein wichtiger mensch in seinem leben, der wichtigste, das kann man nicht so einfach sagen. das war schon am biegwald. umzug. auf einmal ging's in die andere richtung mit dem rad. immer noch durch die schreibergärten. aber bald stand es traurig gelehnt an die hauswand. an seiner stelle ein fiat 500. ein mitkollegiat hatte ihm dieses phänomenale autochen schmackhaft gemacht. keinen lastwagen konnte man mit ihm überholen. also schön in der spur bleiben. wie schaltet man bei

kaputtem getriebe? es geht, auch wir versichern es. er hatte also die wahl: rad oder fiat. meistens fiat, weil es nach vivat klingt. sein deutschlehrer lebte noch, also begann er nach dem abi germanistik, also er belegte, also er... er glaubte, er könne aus seinem klassenzimmer, auch ohne grünen anzug, in ein neues klassenzimmer treten. pusterohr. die uni war zersprengt von rebellischer aufsässigkeit, die auch das von ihm gewählte fach wie in rotes blut tauchte. die seminare, die er besuchte, lösten sich sofort in arbeitsgruppen auf, in denen der eros über die sprache siegte. er, der aus den siegerländischen wäldern gekommen war, kam da nicht mit. nicht dass er nicht von der idee der veränderung fasziniert war, aber sein vielleicht uneingestandeses ziel war, in der fakultät texte so zu lesen und anzueignen, wie er das unter diesem lehrer in einem allmählichen hinrutschen von der schon erwähnten 6 zu einer note 2 gelernt hatte. so wollte er es haben, so und nicht anders. er begegnete der studentenbewegung, die aus der begegnung mit der literatur eine klassenkämpferische farce gemacht hatte, mit faszination und rückzug. das fahrrad war in ginnheim stehen geblieben, als er nach bornheim in eine wg zog. maximilianstraße. seitenstraße zur wittelsbacher allee. hinter dem bornheimer hang atmeten in natürlichem rhythmus noch die ausgedehnten schrebergärten. sie warteten aber auf die herandräuende umgehungsautobahn. ostpark: grüne lunge mit verlandetem see. aber ein guter ort für die entstandene kleine familie nach auflösung der wg. 2 infantes. sonntagsspaziergänge mit spieß. vorher und dann immer noch: ein collie. morgens so gegen fünf clock schrillte die straßenbahn vorbei. noch schlimmer: sie bog in den ratsweg ein. warum lässt sich das problem nicht lösen, dass eine in eine 90-grad-kurve fahrende straßenbahn solche grauenhaften geräusche macht? krank kommt von kränkung oder umgekehrt? jedenfalls wurde er richtiggehend krank, weil dem nicht abzuhelfen war durch die lage der wohnung genau zur wittelsbacher allee hin. heute ist es durch die umgehung ein bisschen besser geworden, aber das erlebten sie nicht mehr, weil sie aus vielerlei gründen wieder aus frankfurt weg zogen: nach sulzbach. er wurde wieder krank, weil seine seele diesem stadtteil bornheim gehörte, dem uhrtürmchen, der buchhandlung schutt und ihrem antiquariat. als ecos „der name der rose“ erschien kostete dieses buch 36,-- dm. viel geld damals. er schleppte eine kiste mit altbüchern zum schutt und erwirkte, dass ihm gegen diese kiste der eco gegeben wurde, den er mit erzengelwangen las. heute, nachdem sich so vieles geändert hat, fährt er mit dem rad zum höchster markt. regionale produkte. damals der bornheimer markt. die ganze welt, zusammenge-drängt unter dem uhrtürmchen. wenige schritte von der wittelsbacher entfernt. also: bornheim! den griechen gab es auch noch, noch weniger schritte. „smeckt“? fragte aris immer, wenn sich die krautüberhäuften und tomatenroten salatteller geleert hatten. fast jede woche, dass sie hingingen. aus dem ehemaligen dreher war längst ein lehrer geworden. da kann man schon jede woche einmal zum griechen gehen. den grünen anzug sah er mal hier, mal dort und winkte ihm zu. nicht höhnisch, sondern solidarisch. der, der mal darin gesteckt hatte, war noch da, aber kleiner. deutlich zu sehen. er war also offensichtlich größer geworden – dank frankfurt.

Begründung der Jury

Die Erzählung, durchweg in Kleinschrift verfasst und ohne Absätze, thematisiert den Lebensweg eines jungen Arbeiters, der nach Frankfurt kommt, das Abendgymnasium besucht, schließlich studiert und Lehrer wird.

Der Text zeichnet sich aus durch dichte sprachliche Bilder und einen intensiven Eindruck, den man vom Protagonisten bekommt. Der schwierige Weg vom Handwerker zum Akademiker wird sowohl inhaltlich als auch durch die gestalterischen Mittel erfahrbar.

Die Schwierigkeiten, die sich aus der Form des Textes beim Lesen ergeben, nimmt der Autor bewusst in Kauf. Wenn man sich jedoch darauf einlässt und sich in das Erzählgeschehen einarbeitet, wird man mit einem bleibenden Eindruck belohnt!

5. Birgit Förster

Wie ich als Voyeurin die Heimat fand oder „Aha, das“

Als ich ins Nordend zog, lebte ich schon fast 10 Jahre in Frankfurt. Von der Innenstadt war ich nach Hausen gezogen, doch dann endlich ins Nordend. Das gelobte Ziel der Kneipenabende während des Studiums und des Einkaufens, weil es dort Saturn gab. Es war noch die Zeit, in denen man sich Platten oder CDs anhörte, bevor man sie kaufte, weil es kein Streaming und kein Downloaden gab.

Wenn ich nach Hause kam, kam ich in meine Wohnung, wenn ich an Heimat dachte, dachte ich an die Kleinstadt, in der ich aufgewachsen war und wo meine Eltern noch lebten und ich mich, vor allem an Weihnachten, kuschelig aufgehoben fühlte. Doch im Nordend wurde es anders. Aber nicht deshalb, weil ich mir die Wohnung mit meinem Freund teilte. Nein, es lag an der Nachbarschaft. Diese Nachbarschaft bestand aus einem älteren Paar, das gegenüber wohnte. Ich konnte von meinem Küchen- und Arbeitszimmerfenster im 4. Stock in deren Küche und Esszimmer im 3. Stock sehen. Eines Abends brannte im Esszimmer Licht. Auf dem großen Tisch lag eine grüne Decke. Die Nachbarn saßen sich dort gegenüber und spielten. Ich konnte nicht sehen, was es war, von Karten über Scrabble hätte es alles sein können, aber das war mir nicht wichtig. Ich war 300 Kilometer von meiner Familie entfernt und sah ein Paar, das wie meine Tante und mein Onkel zusammensaß und spielte. Sofort erfasste mich eine Zuneigung zu diesen Menschen, zu ihrem Leben. Ab dieser Zeit waren die beiden Helga und Karl. Ich musste gar nicht mehr über sie wissen, denn ich kannte sie.

In meiner Vorstellung sah ich die beiden zum Feierabend einen Tee trinken und Superhirn spielen oder das verrückte Labyrinth. Ab und zu kamen mein Bruder und ich zu Besuch, wir spielten zusammen Karten, Tippen, Black Lady, aber auch Pochen. Eine große Herausforderung war es, Mahjong zu spielen. Wir freuten uns sehr, denn die Regeln und das Zählen der Punkte waren kompliziert, und es konnte sein, dass sich meine Tante und mein Onkel in die Haare bekamen. Es waren lustige Streitereien, durchaus ernst, aber nicht ernst genug, dass man nicht vergab. War das Spiel zu Ende, waren es auch die Unstimmigkeiten.

Gerade in den Herbst- und Wintermonaten, wenn es früh dunkel ist, bin ich in Gedanken dort zu Besuch, es gibt immer etwas zu knabbern, ein paar Kerzen brennen. Als ich einmal ganz frisch meinen Führerschein hatte und später am Abend mit meinen Bruder sehr vorsichtig wegen Glatteis nach Hause fuhr, war ich doch sehr erleichtert, als wir heil und ohne Kratzer und Beulen in unserer Einfahrt standen. Noch bevor ich sagen konnte, „es ist ja gar nicht glatt“, hatte es mir schon die Füße weggezogen und ich saß in der Einfahrt. Diese Geschichte ist untrennbar mit Helga und Karl verknüpft, eine Familiengeschichte.

Dieses Stück Heimat befand sich nun mir gegenüber und so wurde es mir zur Gewohnheit einen Blick hinüber in die Nachbarswohnung zu werfen. Brannte das Licht, saßen die Nachbarn am grünen Tisch? So ging es Jahr um Jahr. Manchmal kamen Gäste, dann gab es ein großes Essen und manchmal wurde mit den Gästen gespielt, aber erst dann, wenn die grüne Tischdecke lag. In der Heimat gab es keine grüne Tischdecke, doch in meinen Gedanken war sie jetzt grün. Zuerst konnte ich meiner Tante und meinem Onkel davon erzählen, dann starb meine Tante und das gemeinsame Spielen hatte ein Ende.

Aber weil ich selten in der alten Heimat war, konnte ich weiter in die Nachbarswohnung blicken und dort die beiden sitzen sehen, dann war meine Tante lebendig, die Erinnerung, die Heimat und sie kam mir ganz nah.

Doch wie die Zeitläufte sind, auch mein Onkel und die Nachbarn sind gestorben, die Nachbarin sogar erst kürzlich. Ich war schon ein dreiviertel Jahr zuvor weggezogen. Vielleicht war das ein Glück für mich, denn so sehe ich mich immer noch am Fenster im Nordend stehen und freue mich, durch das erleuchtete Fenster zu den Nachbarn zu blicken. Es ist ein Traum, eine Erinnerung und

eigentlich war es das von Beginn an, denn ich habe die Nachbarn in den 15 Jahren, in denen ich in dieser Wohnung lebte niemals auf der Straße getroffen, weil wir tatsächlich nicht in derselben Straße wohnten, sondern sich nur die beiden Rückseiten unserer Häuser gegenüber standen.

Ich musste sie auch nicht treffen, darum ging es mir nicht, bei meinen Blicken hinüber. Es ging darum, das Heimelige, das Heim, die Heimat zu fühlen, der Heimat nah zu sein. So schlich sich heimlich das Gefühl der Heimat ein. Dieses Gefühl ist einfach da und nicht, weil ich Nachbarn durch die Fenster beobachte, es hat sich verändert, ist weiter geworden. Es ist jetzt auch in mir, wenn ich an der U-Bahn-Haltestelle aussteige, an der ich früher jeden Tag ausgestiegen bin, wenn ich mir beim Bäcker ein Karlsbader Hörnchen und einen Kaffee hole. Auch wenn die Läden und Cafés sich verändern, die Besitzer und die Namen wechseln, das Gefühl dort etwas zu finden und richtig zu sein, bleibt, zumindest so lange es einen Anker gibt. Und dieser Anker funktioniert auch dann, wenn ich in einer ganz anderen Stadt bin und mir einen Kaffee zum Mitnehmen geben lasse. Plötzlich steht die Heimat da und ein wohliges Gefühl nimmt mich mit, ein „Aha, das.“ So leicht kann es sein.

Begründung der Jury

Eine Frau schaut aus dem Fenster in die Wohnung der Nachbarn: Das Ehepaar sitzt im Esszimmer, eine grüne Tischdecke, ein Spiel... Kindheitserinnerungen an Familie und Heimat steigen in der Protagonistin auf und helfen ihr, sich über den Umweg der Erinnerung auch in der Fremde heimisch zu fühlen.

Die Verschmelzung von alten Heimerinnerungen mit „voyeuristischen“ Alltagsbeobachtungen in einer fremden Stadt wird mithilfe von kurzen Rückblenden und Vergleichen erfrischend und unpathetisch geschildert. Man spürt den Prozess, wie nach und nach Heimatgefühle entstehen. Gewissermaßen eine Mutmach-Geschichte für noch nicht Angekommene.

6. Renate Lechevalier

(Ohne Titel)

Heimat ist kein Ort, sondern ein Gefühl. Es stellt sich gewöhnlich ein, wenn ich in die Stadt zurückkomme, in der ich gerade lebe. Dieses Gefühl braucht eine Weile, aber mit einem Mal ist es da. Es sitzt etwa 3 cm unter den Rippenbögen und meldet sich mit einem leisen Ziehen und zarter Wärme. Zum ersten Mal konnte ich es spüren, als ich 5 oder 6 Jahre alt war, der Interzonenzug in Erfurt einfuhr und ich meinen Großvater auf dem Bahnsteig warten sah. Vor der Ankunft in meiner bayrischen Kleinstadt auf der Heimfahrt machte es sich wieder bemerkbar.

Da ich eine gewohnheitsmäßige Bahnfahrerin bin, signalisiert der Bahnhof als erster Ort, dass ich in meiner Heimat ankomme. Seit fast 2 Jahren ist das zunächst der Frankfurter Hauptbahnhof, dann aber auch der S-Bahnhof in Rödelheim. Heimat ist hier der smarte Geschäftsmann mit dem Knopf im Ohr, der schnellen Schrittes dringende Anweisungen an anonyme Mitarbeiter gibt. Heimat ist die junge Frau vor mir auf der Rolltreppe, die wohl zu einer weniger gut bezahlten Arbeit unterwegs ist. Sie kann nicht viel Geld für Kleidung ausgeben, hat aber die Farben ihres Kopftuchs, der abgetragenen Felljacke, der prall sitzenden Leggings unter einer leichten Tunika, der schief getretenen Stiefel und ihrer Handtasche aufeinander abgestimmt. Heimat sind die vorbei hastenden Menschen auf dem Weg, die meisten mit vorgestrecktem Kopf, als ob das Ziel so schneller erreichbar wäre. Es sind aber auch diejenigen, die herumstehen, alleine oder in kleiner Gruppe, auf etwas warten, was vielleicht nie kommen wird. Seltener sind es entspannte, lachende Menschen, die sich freuen da zu sein oder weg zu gehen. Es sind auch die ankommenden Züge, der Strom der Angekommenen, das Versprechen sich einfach in den nächsten Zug setzen zu können, wegzufahren um irgendwann zurückzukommen in meine Heimat.

Entstehen konnte mein Gefühl, hier in Frankfurt in meiner Heimat zu sein, aber erst allmählich. Dazu brauchte es die Freundlichkeit des türkischen Gemüsehändlers in meiner Straße, den Tee mit meinen marokkanischen Nachbarinnen und deren Warmherzigkeit, die zufällige Bekanntschaft mit einer Freundin, die wie ich aus Bayern kommt. Wir lernten uns kennen, als ich einen Platz im Café vor der Alten Oper suchte und mich an ihren Tisch setzen durfte. Zu dieser Zeit fühlte ich mich noch fremd in der großen, hektischen Stadt. Wir kamen damals ins Gespräch und treffen uns seit dieser Zeit regelmäßig auf einen Kaffee. Mit einer anderen Freundin besuche ich die Ausstellungen in der Schirn, im Städel, MMK und an anderen Orten. Das Museumsufer mit dem Blick zur Skyline auf der anderen Mainseite ist inzwischen ein Lieblingssort für mich geworden. Etwa seit einem Jahr singe ich in Bornheim in der Lutherkantorei. Dort begegnete ich freundlichen, offenen Menschen, mit denen das Musizieren eine Freude ist. Hier habe ich Heimat gefunden sowohl kulturell als auch mitmenschlich.

Was macht es also aus, dass Frankfurt am Main, eine für mich in der Vergangenheit völlig unattraktive Stadt, zu meiner Heimat geworden ist?

Es sind viele Elemente, die dazu beitragen: auf jeden Fall der wöchentliche Besuch der Kleinmarkthalle, der Schillermarkt am Freitag, der Markt an der Konstabler Wache, Bockenheim mit seiner Leipziger Straße, in der ich finde, was es in Rödelheim nicht mehr gibt. Dazu gehören aber auch der Grüngürtel, die Nidda, die Parks, der Palmengarten und der nahe Taunus.

In allererster Linie sind es jedoch die Menschen, die ich inzwischen kenne und Freundschaften, die entstanden sind. Seit sich dieses Netz geknüpft hat und es immer größer wird, bin ich hier zu Hause.

Wie geht es aber all denen, die hier ankommen, weil sie vor Krieg, Hunger oder Verfolgung geflohen sind oder weil sie einfach ein besseres Leben für sich und ihre Familie suchen? Geben wir ihnen eine echte Chance Heimat zu finden? Darüber denke ich nach – und was ich tun kann um ihnen zu helfen, ebenfalls in Frankfurt Heimat zu haben.

Begründung der Jury

Mit einer bilderreichen, unsentimentalen Sprache beschreibt die Protagonistin ihr Gefühl der Heimat in Frankfurt. Plätze, Menschen, Erlebtes und Gesehenes – alles fügt sich zu einem bunten Bild gelebter Geschichte.

Das Nebeneinander von feiner Beobachtung und eigener Erinnerung macht den Text lebendig und erfahrbar. Dass ihre Gedankenwelt vor politischen Themen wie Einwanderung und Heimatlosigkeit Verfolgter nicht Halt macht, verleiht dem Text nicht nur eine zeitgenössische, kritische Komponente, sondern vor allem Menschlichkeit.

Volkshochschule Frankfurt am Main

Sonnemannstraße 13
60314 Frankfurt am Main

Telefon 069 212-71501

Fax 069 212-71500

E-Mail vhs@frankfurt.de

Internet www.vhs.frankfurt.de

